

Assitan Soumare

Eine Bonner Studentin aus Mali



Verlag Liebaug-Dartmann

Assitan Soumare

Eine Bonner Studentin aus Mali

Verlag Liebaug-Dartmann

Alle Fotos im Buch stammen von der Familie Soumare.

Alle handelnden Personen in diesem Buch sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.
Alle Rechte liegen beim Verlag Liebaug-Dartmann e. K.

Copyright © by Verlag Liebaug-Dartmann e. K.
Meckenheim 2019
ISBN 978-3-96425-000-1

Inhalt

1	Begegnung zwischen Wirklichkeit und Traum	5
2	Leben in Mali und Abreise nach Deutschland	31
3	Ankunft in Deutschland	87
4	Sprache und Kulturschock	105
5	Im Studienkolleg	119
6	Entdeckung des studentischen Lebens: Vorklinik	143
7	Unglaubliche Ferien	185
8	Die klinischen Semester auf dem Venusberg	205
9	Das Praktische Jahr	245
10	Das Hammerstaatsexamen	255
11	Die glückliche Erlösung	273
12	Ergreifender Abschied	281
13	Rückfahrt und Ankunft in der Heimat	287
	Epilog	307
	Nachwort	316
	Über die Autorin	318
	Bilder aus Mali	319

Über die Autorin

Assitan Soumare wurde 1982 in Mali geboren. Nach ihrem Schulbesuch legte sie im August 1999 in Bamako das Abitur ab. Anderthalb Jahre später reiste sie nach Deutschland, um ihren Kindheitstraum zu verwirklichen, Medizin zu studieren und Ärztin zu werden. Nach dem Besuch des Goethe-Instituts und des Studienkollegs in Bonn bekam sie 2003 eine Zulassung zum Medizinstudium an der Bonner Universität. Während ihres Studiums besuchte sie viele Seminare aus dem Bereich der Entwicklungshilfe und engagierte sich für Frauen ihres Landes durch kleinere Projekte. Wegen ihrer guten Leistungen in den ersten Studienjahren wurde sie 2006 Programmstudentin des Katholischen Akademischen Ausländerdienstes (KAAD) und schloss ihr Studium 2009 erfolgreich ab.

Obwohl sie Deutschland sehr schätzt, kehrte sie nach ihrem Studium in ihre Heimat Mali zurück. Sie arbeitet heute als Ärztin im Centre Médico-Social von Santé Diabète in Bamako, einer französischen Organisation (NGO), die es sich zum Ziel gesetzt hat, Diabetes in Afrika zu bekämpfen und das Gesundheitssystem durch Ausbildung und materielle Unterstützung zu verbessern. Gleichzeitig nimmt sie an einem Masterprogramm im öffentlichen Gesundheitsbereich teil.



Frau Soumare ist verheiratet und Mutter von drei Töchtern. Deswegen liegt ihr die Emanzipation von Frauen und die Bildung von Mädchen besonders am Herzen. Sie reist gern als Rucksacktouristin durch ihr Land, mag die Natur und treibt Sport. Sie spielt malische Melodien auf der Gitarre, liest und schreibt gerne.

2

Leben in Mali und Abreise nach Deutschland

Soweit sich Faty erinnern konnte, begann alles an einem Oktoberabend. Die Regenzeit war gerade vorbei und die kalte Jahreszeit fing an. Das 18-jährige malische Mädchen saß mit ihren Geschwistern unter dem Mangobaum des Familienhofes. Es war etwa 19 Grad, was schon sehr kalt für Menschen aus dem Sahel ist. In dieser Nachbarregion der Sahara fällt die Temperatur selten unter 30 Grad am Tag, aber in bestimmten Jahreszeiten können die Nächte richtig kalt sein. Dies war besonders der Fall in den letzten drei Monaten des Jahres.

In der Familie war es fast schon eine Tradition geworden, dass die freundliche und einfühlsame Oma Kotum nach dem Abendessen ihren Enkelkindern wunderbare Geschichten aus der Vergangenheit erzählte. Es handelte sich um spannende Abenteuer, in denen die jungen Zuhörer afrikanische Heldinnen und Helden wegen ihrer tapferen oder vorbildlichen Taten bewunderten. Manchmal ging es auch um Tiere in der wilden Savanne, die wie Menschen sprechen und lachen konnten. Fatys Lieblingsfigur war seit ihrer Kindheit der Hase, weil er immer sehr schlau war und es schaffte, sich aus äußerst schwierigen Situationen herauszuwinden. Diesen schönen Erzählungen lauschten ihre Enkelkinder im flackernden Licht eines Holzfeuers unter dem tiefdunklen Himmel mit seinen glänzenden Sternen. Die Großmutter saß als Erzählerin am Mangobaum auf ihrem Hocker, ihre Enkelkinder saßen um die tanzenden Flammen herum. Häufig kamen auch Nachbarskinder dazu. Alle waren herzlich willkommen. Oma Kotum war im ganzen Viertel für ihr erzählerisches Talent bekannt.

Faty realisierte nun, wie glücklich sie in diesen Momenten war. Es war ein einfaches Glück ohne Fernseher, ohne Computer und

Handy, ohne elektrisches Licht oder Stereoanlage. Das Glück entstand auf einfache Art, durch die sanfte Stimme ihrer Oma, die tanzenden Flammen, die sie erwärmten, die leckeren Erdnüsse aus dem Gemüsegarten, die sie dabei brieten und genossen, oder auch durch die gelegentlichen Harmattan-Winde aus der fernen Wüste. Dieses Glück schenkte ihnen großzügig die Mutter Natur, und das schönste war, dass es sich auf wundersame Weise immer verstärkte, wenn Menschen es miteinander teilten.

Bevor Oma Kotum mit den Erzählungen anfang, ließ sie sich immer von den Jüngeren versprechen, nach der Geschichte ins Bett zu gehen. Das war kein Problem, weil sie meistens eingeschlafen waren, bevor sie die letzte Geschichte beendet hatte. Die Aufgabe ihres großen Bruders Yougo bestand nun darin, die schlafende Truppe ins Bett zu befördern. Das war keine leichte Aufgabe, und manchmal zog es sich lange hin, bis der Letzte im Bett lag. Dann schimpfte Oma Kotum mit ihm. Yougo entgegnete dann scherzhaft: „Wenn du so weiter machst, werde ich dich abends einschließen, damit du die Kinder nicht mehr unter deinem magischen Mangobaum zum Schlafen bringst.“ Die Großmutter erwiderte: „Du bist doch mein kleiner Verlobter, das kannst du mir nicht antun“, und lachte schließlich mit ihrem lauten und ehrlichen Lachen, das durch die Nacht klang – ein typischer Scherz zwischen Großeltern und Enkelkindern –, und damit war die Kabbeleie beendet. Durch solche malische Gelassenheit schafft es dieses Volk immer, Alltagsspannungen zu entschärfen und das Zusammenleben aufzulockern.

Die Familie lebte in einem benachteiligten Viertel der malischen Hauptstadt Bamako. Das Geld war immer knapp, aber sie bildete trotzdem eine fröhliche Gemeinschaft, in der alles miteinander geteilt wurde.

Die junge malische Ärztin fing langsam an zu verstehen, dass sie vielleicht mit keinem Geld und Wissen jemals wieder ein so glückliches Leben finden würde. So sehr vermisste sie das Leben in der Gemeinschaft ihrer Familie. Sie besaß damals keinen mechanischen Wecker, sondern sie wurde vom morgendlichen Krähen des Hahnes auf dem Familienhof⁶ pünktlich geweckt. Die Lehmhütte, die sie mit ihrer Schwester Kadi teilte, war zwar sehr einfach gebaut, aber es roch dort nach frischem Lehm und trockenem Stroh, für sie der schönste Duft der Welt. Es gab keine Cornflakes in Packungen oder Croissants von einer anonymen Bäckerei, sondern zum Frühstück aßen sie immer nach dem Morgengebet die von ihrer Oma zubereiteten knusprigen *Fourou-Fourou*⁷ aus frisch gemahlenem Mehl, begleitet vom süßen lauwarmen *Mon*⁸. Dabei genossen sie das zubereitete Essen mit Holzlöffeln gemeinsam aus dem Topf. Sie erinnerte sich noch daran, wie die Jüngeren um das letzte Tröpfchen Brei gekämpft hatten, nicht, weil sie noch hungrig waren, sondern weil es gut tat, diesen letzten Bissen zu Ehren der Frau, die sie ernährte, zu genießen.

Faty, Kadi, ihr älterer Bruder Yougo und Maha, ein Junge ihrer Nachbarn, mit dem sie ständig zusammen waren, machten sich gegen Viertel vor sieben gemeinsam auf den Schulweg, der zu Fuß etwa eine Dreiviertelstunde dauerte. Aber sie empfanden ihn wegen der erfundenen Geschichten ihres Bruders und des

6 In den meisten ländlichen Regionen und in den Vorstädten Malis bilden mehrere Lehmhütten und Lehmmauern einen Innenhof, der nach außen hin größtenteils geschlossen ist. Die Lehmhütten haben verschiedene Formen, teilweise rund mit spitzem Strohdach, teilweise eckig mit Flachdach. Die meisten Hütten haben nur ein Zimmer, sodass auf Bambara, der Nationalsprache Malis, Hütte und Zimmer mit demselben Wort „So“ bezeichnet werden können. Vor einigen Hütten befinden sich Terrassen, die an der Hütte befestigte Strohmatte als Sonnenschutz haben.

7 In siedendem Öl fritierter Getreideteig (Reis, Hirse)

8 Hirse- oder Maisbrei, häufig mit Zucker und/oder Milch

Pflückens wilder Beeren häufig schon fast als zu kurz. In der Trockenzeit suchten sie nach saftigen und süßen Mangos von dicht belaubten grünen Mangobäumen. Für Faty sind die malischen Mangos einfach die besten der Welt, und ihr wunderschöner aromatischer Duft gehört zu den unvergesslichen Gerüchen ihrer Kindheit.

Die Unterrichtsräume, in denen sie Schreiben und Rechnen lernten, befanden sich auf drei aneinandergrenzenden Höfen, die von Akazien umgeben waren. Akazien sind wunderbare widerstandsfähige Wüstenpflanzen, die harte Dornen haben und jeder Art von Trockenheit widerstehen können.

Wenn man durch das Haupttor kam, befand sich rechts der erste Schulhof mit den Klassen des Gymnasiums. Etwas weiter folgte auf derselben Seite der zweite Schulhof mit den Klassen der Mittelschule und schließlich der dritte mit den Klassen der Grundschule. Hinter der Grundschule schloss sich der Gemüsegarten an. Gegenüber der drei Schulhofeingänge lag das Gebäude der Schulleitung.

Vor dem zweiten Hof trennten sich Yougo und Maha von Faty und Kadi, die zum dritten mussten. Um 7 Uhr 30 wurde die Nationalhymne gesungen und die malische Flagge gehisst, danach ging es mit dem Unterricht los. Von zehn bis Viertel nach zehn war Pause, in der Yougo mit Maha zu ihnen kam, um sich zu vergewissern, dass alles mit seinen jüngeren Schwestern in Ordnung war. Wenn sie Geld hatten, brachten sie ihnen je nach Jahreszeit frische Früchte wie Guaven, Mangos oder Cashewnüsse mit. Das Geld verdienten sie sich immer in den schulfreien Zeiten durch den Verkauf von selbst gebasteltem Spielzeug aus recyceltem Material wie alten Cola-Dosen oder Eisendrähten. Am Vormittag endete der Unterricht um halb eins, und nachmittags dauerte er von 14 Uhr 30 bis 17 Uhr. Faty war gern in der Schule. Vor

allem das Fach *Rechnen* mochte sie sehr. Sie zählte immer zu den Schülerinnen und Schülern mit den besten Noten.

In der Mittagspause blieben sie meistens auf dem Schulhof und kauften sich billige Sandwiches mit viel Öl, etwas Zwiebeln und Spuren von Hackfleisch. Das war besser, als mit leerem Magen im Unterricht sitzen zu müssen.

Am Ende des Schultages war es die Aufgabe der Mädchen, die Klassenzimmer und Schulhöfe zu fegen, während die Jungen den Gemüsegarten pflegen und die Trinkwasserflaschen für den nächsten Tag auffüllen mussten. Am Ende der Saison wurde die Ernte des Gemüsegartens verkauft und das Geld für die Renovierung der Unterrichtsräume oder die Beschaffung von Lernmaterialien verwendet. Die Kinder machten sich dann meist gegen kurz vor sechs wieder auf den gemeinsamen Rückweg nach Hause, und die Dreiviertelstunde verlief wieder lustig und wunderschön.

In diesem einfachen, aber schönen Leben war Faty mit ihren Geschwistern und Freunden aufgewachsen. Am Vormittag besuchten sie die Schule, und weil es damals noch keinen Strom im Viertel gab, lernten sie an Abenden vor Klausuren unter Straßenlaternen.

Faty und Kadi hatten gerade das Abitur bestanden. Unter den 15 Mädchen ihres gesamten Schuljahrgangs waren sie die Einzigen, die so weit gekommen waren. Alle anderen hatten die Schule vorher verlassen müssen. „Mädchen brauchen nicht zu studieren. Sie haben andere soziale Aufgaben, die schwer genug sind. Und vor allem soll eine Frau nicht zu viel denken lernen, die Männer werden es schon ‚gut‘ machen“, war die Meinung vieler in der Gemeinschaft. Aber Opa Bouba war in dieser Hinsicht anders. Er wollte unbedingt, dass all seine Enkelkinder – egal ob Junge oder Mädchen – studierten. Für ihn lag darin der Schlüssel für die Zukunft der Afrikaner.

Faty wollte nun weiterkommen und sich um einen Studienplatz an der einzigen medizinischen Fakultät ihres Landes bewerben. Sie hatte kein Schmiergeld anzubieten, auch fehlten ihr Beziehungen, aber sie setzte auf ihre guten Noten. Und vielleicht könnte sie mit etwas Glück und der Hilfe Gottes einen Studienplatz ergattern. Kadi ihrerseits wusste noch nicht genau, was sie machen wollte.

An einem Abend versuchte Faty mit Yougo, Maha und Opa Bouba gemeinsam unter dem Mangobaum, ihre Unterlagen für die Bewerbung an der medizinischen Fakultät vorzubereiten. Alle waren aufgeregt über die Aussicht, vielleicht in Zukunft eine Ärztin in der Familie zu haben.

Es war kurz nach acht. Oma Kotum verteilte das Abendessen auf fünf große Holzteller für die fünfzehn Familienmitglieder und Gäste. Sie war die älteste Frau im Haus, eine fast 67-jährige kräftig gebaute Frau, die nie aufhörte zu arbeiten. Sie hatte 14 Kinder geboren, aber weil es zu ihrer Zeit kein effektives Impfprogramm in Afrika gab, war die Hälfte an Kinderkrankheiten gestorben. Mit ihrer Familie hatte sie schwere Zeiten durchlebt, Hungersnöte, Kolonisation und Militärdiktatur. Diese starke Frau hatte trotzdem weiter an die Menschheit geglaubt und mit riesiger Opferbereitschaft und Großzügigkeit all ihre Kinder und auch die von ärmeren verstorbenen Verwandten liebevoll großgezogen. Sie war eine Menschenfreundin, die sich um alle kümmerte und allen zuhörte, eine starke und würdevolle Frau, die die Sorgen und die Geheimnisse ihrer Welt in ihrem Herzen trug, ohne jemals etwas davon ans Licht kommen zu lassen. Oma Kotum war die wahre afrikanische Mutter, die heimliche Säule der afrikanischen Familie.

Als sie gerade anfangen wollten zu essen, klopfte es an der Tür. Mit ruhiger Stimme sagte Oma Kotum, einer der Jugendlichen solle zur Tür gehen und öffnen. Maha ging und kam kurz darauf mit einem kleinen Koffer zurück, gefolgt von einem Mann, etwa

vierzig, mit einem riesigen Bauch in einem engen blauen Hemd. Er war mittelgroß und seine Füße steckten ohne Socken in dunklen glänzenden Schuhen. Diese standen in einem schönen farblichen Kontrast zu seiner honigbraunen Haut, die der von Oma Kotum ähnelte. Als er Opa Bouba sah, lief er mit einem vertrauten Lächeln an Maha vorbei zu ihm, wodurch man die weißen Zähne in seinem runden Gesicht blitzen sah. Opa Bouba stand auf und öffnete seine Arme, in die sich der junge Mann stürzte. Bouba ergriff dann ganz erfreut die beiden Schultern des Mannes mit seinen kräftigen Händen, lehnte sich etwas zurück, um ihm ins Gesicht zu schauen, und sagte dann mit freudiger Stimme: „Gott sei Dank, Mamadou, du bist am Leben und kommst wieder zu uns zurück.“

Der Fremde antwortete: „Ich habe euch all die Jahre so vermisst.“

Dann hörte man Oma Kotums Dankesworte an ALLAH von der anderen Seite des Hofes. Sie rannte zu dem Mann, nahm ihn in die Arme und sagte gerührt: „Mein lieber Neffe, du bist wieder da! ALLAH hat meine Gebete nach all den Jahren erhört! Wir haben so lange auf dich gewartet.“

Der Mann erwiderte mit theatralischer Stimme: „Ich bin wieder da, meine Tante. Mir geht es, Gott sei Dank, sehr gut. Ich bin nun ein erfolgreicher Mann geworden und bringe euch gute Nachrichten!“

Faty, Kadi, Maha, Yougo und die anderen Kinder der Familie schauten sich neugierig dieses Wiedersehen aus der Ecke an. Irgendwann bemerkte das Opa Bouba. Er forderte sie auf, ihren Onkel Mamadou zu begrüßen, was sie der Reihe nach taten. Sie erfuhren, dass er der Sohn der verstorbenen Schwester Oma Kotums war und in den letzten 20 Jahren in Deutschland gelebt hatte. Die meisten von ihnen waren zur Zeit seiner Abreise noch nicht geboren. Der neue Onkel schüttelte ihnen nacheinander kraftvoll die Hände und tätschelte ihre Köpfe. Dabei sagte er jedes Mal theatralisch „Alleluja!“, wenn er den Namen und den der Eltern erfuhr.

Nach der Begrüßung wurde Mamadou zum Abendessen eingeladen und Opa Bouba ließ zu Ehren des Gastes Flaschen Cola im einzigen Laden des Viertels kaufen. Faty und die anderen Kinder und Jugendlichen freuten sich sehr über diesen Luxus. Sie hatten nicht häufig die Gelegenheit, Cola zu genießen.

Die Männer und Jungen setzten sich danach um ihre Teller auf die Terrasse, die Mädchen mit Oma Kotum um ihre Teller unter den Mangobaum. Opa Bouba fragte wie gewohnt, ob sich alle die Hände gewaschen hätten, und als ein einstimmiges *Ja* als Antwort kam, ließ er Yougo noch schnell einen Esslöffel für den Gast der Familie holen und gab schließlich das Startzeichen. Die feinen Couscous-Bällchen, die in saftiger Blätter-Soße mit geschickten Fingern gerollt wurden, schmolzen angenehm zwischen Gaumen und Zunge und wurden mit großem Appetit genossen.

Während des Abendessens gingen den Jugendlichen und Kindern der Familie viele Fragen durch den Kopf. Alle brannten vor Neugier darauf zu erfahren, warum dieser neue Onkel im engen Hemd, der nicht mehr mit den Fingern essen konnte oder wollte, plötzlich da war. Aber alle wussten auch, dass Oma Kotum während der Mahlzeiten streng auf Disziplin bestand. Deswegen mussten sie ruhig sein und sorgfältig das Essen vom Teller nehmen – schließlich sterben viele Ärmere an Hunger. Nach der Mahlzeit brachten die jüngeren Kinder die Teller neben das Waschbecken, Yougo und Maha holten Wasser aus dem Brunnen des Hofes und riefen dann Faty und Kadi, damit sie das Geschirr spülten. Das dauerte nicht lange, zu zweit ging es schnell.

Gegen neun Uhr versammelten sich alle auf kleinen Hockern unter dem Mangobaum. Seltsamerweise kam Oma Kotum noch nicht zu ihnen. Sie hatte sich nach dem Essen zu Opa Bouba und dem neuen Onkel Mamadou auf die Terrasse gesetzt und es schien eine ernste Diskussion zwischen den dreien im Gange zu sein. Die Kinder und Jugendlichen schauten zu ihnen hinüber

und versuchten mit gespitzten Ohren Wortfetzen aufzuschneiden, aber sie konnten mit den unklar gemurmelten Wörtern nichts anfangen.

Kurz vor zehn wurden die Kleineren müde und begannen sich zu langweilen. Als Yougo, Maha, Kadi und Faty gerade angefangen hatten Erdnüsse im Holzfeuer zu braten, kam ihre Oma zu ihnen und fragte sie mit sanfter Stimme, ob sie bereit seien, eine ganz neue Geschichte zu hören. Alle antworteten einstimmig mit *Ja*, und Yougo fügte noch scherzhaft hinzu: „Du meine liebe Alte, du hast mich den ganzen Abend im Stich gelassen, nun bin ich ganz sauer auf dich.“

Oma Kotum lächelte und entgegnete: „Deshalb habe ich heute auch eine meiner besten Geschichten für euch vorgesehen. Kommt jetzt, Kinder, setzt euch zu mir, ich werde euch heute Abend etwas ganz Ernstes erzählen.“

Die Nacht war kühler geworden, aber das Holzfeuer und die gebratenen Erdnüsse erwärmten die Körper. Der Mond schien wunderbar. Die Flammen des Feuers beleuchteten das friedvolle Gesicht der Oma, die auf ihrem Hocker am Baum saß. Sie nahm sich eine Kolafrucht, von der sie mit viel Vergnügen Stücke abzubeißen begann. Kolafrüchte gehörten zu Oma Kotums Lieblingsgenussmittel. Ihre Enkelkinder brachten sie ihr jeden Abend als symbolisches Dankeschön für ihre interessanten Geschichten mit. Das war zu einer Tradition geworden.

Sie begann: „Hört mir mal ganz aufmerksam zu, Kinder. Kadi und Faty, ich möchte, dass ihr beiden eure Ohren besonders weit öffnet. Es wurden wichtige Entscheidungen getroffen und ich habe eine ganz seltsame Vorahnung. Deswegen habe ich heute Abend dieses spezielle Märchen ausgewählt.“

Oma Kotum hatte regelmäßig prophetische Träume, genauso wie ihre Mutter sie hatte. Die beiden Mädchen nickten. Sie hatten

noch nicht die geringste Ahnung, dass diese Erzählung das Startzeichen für ein Abenteuer war, das ihr ganzes Leben für immer verändern würde.

„Märchen?“, fragte sie. Die Kinder antworteten „Ja!“, und Oma Kotum begann:

Es lebten einmal in einer weit zurückliegenden Vergangenheit Zwillingenbrüder. Der eine hieß Hassan und der andere Hussein. Sie wuchsen ganz friedlich bei ihrem fleißigen Vater namens Wali auf einem Bauernhof im Soninkéland⁹ auf. Ihre Mutter war gestorben, als sie die Söhne zur Welt brachte, und ihr armer Vater war damals so verzweifelt und traurig gewesen, dass er sich entschlossen hatte, nie wieder zu heiraten. Der fleißige Mann widmete sein Leben der Arbeit auf seinem Feld und der Erziehung der zwei wertvollsten Geschenke, die seine geliebte Frau ihm hinterlassen hatte.

Eines Morgens, genau am zwanzigsten Geburtstag der Zwillinge, weckte der pflichtbewusste Vater sehr früh seine Söhne. Hassan, der etwas faul und impulsiv war, protestierte sofort. Hussein, der einen besonnenen Charakter hatte, fragte seinen Vater, ob ihm etwas Sorgen bereite, weil er sie so früh wecke.

Vater Wali sagte ganz ruhig und streng genug, um den Protest von Hassan zu unterdrücken: „Hört zu, meine Jungs, heute ist ein wichtiger Tag für euch und mich. Es ist nun 20 Jahre her, dass meine geliebte Frau, eure Mutter, gestorben ist. Es ist auch 20 Jahre her, dass ihr angefangen habt, die Luft dieser Welt zu atmen. Ihr habt nun ein entscheidendes Alter in der Soninké-Tradition erreicht.“

Die beiden Brüder verstanden nicht, was das bedeuten sollte, aber sie hörten ihrem Vater weiter aufmerksam zu.

9 Die Soninké sind eine ethnische Gruppe in Mali.

Am nächsten Tag forderte Oma Kotum ihre beiden Enkelinnen Faty und Kadi nach dem Morgengebet auf, sie zu begleiten. Zuerst fuhren sie mit einer Sotrama ins Stadtzentrum.

20 Minuten später erreichten sie die Hauptstation der Sotrama. Nachdem Oma Kotum dort zwei weiße Hühner gekauft hatte, nahmen sie ein „Hai-Taxi“ in Richtung eines Bergdorfs.

Die „Hai-Taxis“ gehören auch zu den öffentlichen Verkehrsmitteln. Sie befördern Passagiere auf den Bergstraßen. Es handelt sich meistens um uralte Peugeot von europäischen Autofriedhöfen, die in afrikanischen Werkstätten kreativ wieder zum Leben erweckt wurden. Wegen ihrer Robustheit und ihres geringen Benzinverbrauchs sind sie für die langen und mit Schlaglöchern übersäten Wege gut geeignet. Weil sie so gefährlich wirken, bezeichnen humorvolle Fahrgäste sie fatalistisch als „fahrende Gräber“ oder als „Haie“.

Oma Kotum saß mit ihren zwei weißen Hühnern hinten im „Hai“ zwischen vier anderen Passagieren. Der Hai-Fahrer hatte Faty und Kadi gemeinsam auf den Beifahrersitz gesetzt, weil die beiden Mädchen schlank genug waren, sich einen Platz zu teilen. So konnte er einen Passagier mehr mitnehmen und auf diese Weise zusätzlich etwas verdienen. Seine zu versorgende Familie war wahrscheinlich groß und sein Einkommen sehr gering. Für so etwas haben die meisten Fahrgäste Verständnis, weil es Ihnen auch nicht viel besser geht.

Nachdem das Auto abgefahren war, sah sich Faty neugierig im Hai-Taxi um. Es war das erste Mal, dass sie in einem „Hai“ saß und so weit fahren musste. Bis jetzt war ihre Welt auf ihre

Familie und Freunde, die Schule und den Markt ihres Viertels in der Vorstadt beschränkt. In der Tradition der Soninké werden die Mädchen konservativ erzogen und kommen deswegen nur unter Aufsicht in Kontakt mit der Außenwelt. Als sie den „Hai“ inspizierte, merkte sie zu ihrem Schrecken, dass der Rost ein großes Loch in den Boden des Wagens unter ihren Füßen gefressen hatte, sodass sie die Straße unter sich nach hinten rasen sah.

Bei diesem Anblick wurde ihr schwindelig. Sie erinnerte sich an die Geschichte eines ihrer Cousins, der einmal gehört hatte, dass sich ein „Hai“ nach einer Motorpanne auf einer Steigung rückwärts in Bewegung gesetzt habe. Er sei immer schneller gerollt, bis er schließlich in einer Kurve Feuer gefangen habe. Faty bekam Angst und begann zu schwitzen, aber sie wollte ihre jüngere Schwester mit ihren Gedanken nicht erschrecken und riss sich deswegen schnell zusammen. Um sich von dem furchterregenden Loch unter sich abzulenken, betrachtete sie krampfhaft die schöne Berglandschaft durch das Fenster. In einem Hai mit 18 Jahren zu verbrennen, war nicht unbedingt die Erfüllung ihres Lebens, aber was konnte sie tun ... Man muss doch sowieso irgendwann durch etwas sterben.

20 Minuten später hatte der „Hai“ mit seinen sieben Passagieren und den zwei weißen Hühnern den Berg erklommen, und zu ihrer großen Erleichterung waren alle noch am Leben. Oma Kotum mit den weißen Hühnern und ihre Enkelinnen stiegen aus und gingen in Richtung Busch. Sie liefen etwa eine halbe Stunde auf einem schmalen, steinigen Pfad. Ihre Oma sagte weiterhin nichts, der Zweck der Fahrt blieb ihnen verborgen. Sie erreichten schließlich ein kleines Dorf, in dem sie von neugierigen Kindern fröhlich empfangen wurden. Oma Kotum fragte diese nach dem Haus eines gewissen „Vater Mussa“. Ein Junge führte sie dorthin.

Der sogenannte Vater Mussa lebte in einer kleinen Lehmhütte mitten im Busch. Am Eingang hingen viele traditionelle, unterschiedlich gemusterte Dogon-Masken¹². Dies gab den beiden Mädchen eine Vorahnung auf das, was sie erwartete. Nach dem gefährlichen „Hai“ nun ein Magier in einem abgelegenen Bergdorf – beides gefiel Faty gar nicht. Was führte ihre Oma im Schilde? Sie wurde immer unruhiger ...

Oma Kotums Stimme riss sie aus ihren Gedanken. Sie forderte Faty auf, mit Kadi draußen zu warten und sich ruhig zu verhalten. Dann ging sie allein in die dunkle Hütte und blieb dort eine Weile. Die beiden Mädchen sahen einander an. Faty bemerkte die gleiche Unruhe in Kadis Augen, sagte aber kein Wort.

Endlich wurden sie hereingerufen. Sie zogen die Schuhe aus und betraten die Hütte. Im Inneren saß ihre Oma einem Mann gegenüber, der eine traditionelle Baumwollbekleidung trug. Eine kleine Öllampe beleuchtete die Hütte nur dürftig. Die beiden weißen Hühner lagen geschlachtet neben dem Magier, ihr Blut war in einem Topf. Mit einer Hand deutete Oma Kotum den Mädchen an, sich neben sie zu setzen.

Das Gesicht des mysteriösen Mannes wirkte äußerst konzentriert. Er zeichnete gerade rätselhafte Figuren in die rote Erde vor sich. Faty sah mit Entsetzen, dass seine Finger blutig waren – hoffentlich nur von den Hühnern ... Die leise gemurmelten Worte des Magiers riefen in ihr und ihrer Schwester eine bedrückende Stimmung hervor.

Nach einer Weile nickte er schließlich und sprach mit rätselhafter Stimme: „Ich sehe zwei getrennte Schicksalswege in einem fremden Land. Dieses Land hat eine große Ausstrahlung in die ganze Welt. Kotum, deine Mädchen müssen aufpassen. Auch in diesem berühmten Land gibt es sowohl gefährliche als auch

¹² Die Dogon bilden eine ethnische Gruppe, die im Zentrum von Mali auf Bergen lebt. Sie haben eine sehr einzigartige Kultur und Architektur.

glückliche Wege ...“ Faty spitzte die Ohren, doch bevor der Magier weiterredete, forderte Oma Kotum ihre Enkelinnen auf, wieder nach draußen zu gehen und zu warten.

Von dort konnten sie nur undeutliche Laute vernehmen, aber nichts verstehen.

Als ihre Oma fast eine Stunde später aus der Hütte kam, hatte sie eine schwarze Tüte in der rechten Hand, wahrscheinlich die vom Magier verschriebenen Mittel. Sie wirkte sehr nachdenklich, fast besorgt, und sagte: „Gehen wir nach Hause. Die Zeit wird knapp und ich habe noch viel vor.“

Der Heimweg verlief sehr ruhig. Faty fühlte eine innere Anspannung. Sie ahnte, dass etwas Bedeutendes vor sich ging, das ihr zukünftiges Leben direkt betraf. Sie versuchte, die Puzzleteile zusammensetzen: Zuerst ihre Zeugnisse in den Händen dieses Fremden, dann das bizarre Verhalten von Oma Kotum und schließlich der Magier mit seiner Geschichte über zwei getrennte Schicksalswege in einem berühmten Land ...

Als sie nach Hause zurückkamen, war es fast ein Uhr Mittag. Opa Bouba, der um diese Uhrzeit normalerweise in seinem Gemüsegarten arbeitete, saß wieder auf der Terrasse mit dem neuen Onkel. Vor ihnen lagen viele Papiere, die sie gemeinsam ausfüllten. Faty und Kadi folgten ihrer Oma und begrüßten die beiden Männer. Kaum hatten sie „Hallo“ gesagt, forderte der Onkel Opa Bouba auf, die beiden Mädchen sofort Passfotos machen zu lassen.

Faty bemerkte, dass sich Oma Kotums Gesichtsausdruck immer mehr verfinsterte. Die alte Frau schien protestieren zu wollen, aber in der Generation ihrer Großeltern gehörte es sich nicht, ihrem Mann in der Öffentlichkeit zu widersprechen. Onkel Mamadou zog dann einen ganz neuen 5.000-cfa-Schein¹³ aus seiner Tasche und schickte die Mädchen damit zum Fotoladen an der Hauptstraße.

13 8 €



Faty und ihre Schwester Kadi sind in einem Armenviertel von Bamako bei ihren Großeltern aufgewachsen. Nach dem Abitur schickt sie ihre Familie auf Veranlassung eines Onkels, der angeblich als Ingenieur in Deutschland arbeitet, auf Kosten eines Vereins zum Studium nach Bonn. Faty soll Medizin, Kadi Informatik studieren. Ein mysteriöser Magier in einem abgelegenen

Bergdorf sagt zwei getrennte Lebenswege voraus. Wie wird ihr Leben in der Fremde verlaufen?

Die Autorin Assitan Soumare, die selbst Medizin in Bonn studiert hat und inzwischen seit mehreren Jahren als Ärztin in Bamako arbeitet, beschreibt mit viel Humor den abenteuerlichen Aufenthalt der konservativ erzogenen Mädchen muslimischen Glaubens in Deutschland und ihre Versuche, sich in der ungewohnt freien Welt anzupassen und zu integrieren.

ISBN 978-3-96425-000-1



9 783964 250001